

UNIVERSITÄT ALS GRENZORT*

BERNHARD WALDENFELS

Keine Institution ist unsterblich, aber es gibt Institutionen, die unentbehrlich sind, um eine bestimmte Lebensform aufrechtzuerhalten. Sie aufgeben hieße, sich selbst aufgeben. Offensichtlich gehört die Universität zu den Grundelementen eines in Europa gewachsenen kulturellen Selbstverständnisses. Die Geschicke der Universität betreffen nicht nur ihre förmlichen Mitglieder, ihre Wirkung strahlt aus in alle Richtungen, und es gibt keinen Lebensbereich, keinen Berufs- oder Bildungsbereich, der nicht auf irgendeine Weise davon betroffen ist. Fragen, die an die Grundlagen der Universität rühren, lassen sich nicht auf dem Verwaltungsweg erledigen.

Die nüchterne Frage »Was ist eine Universität?« hält sich fern von einer Untergangsrhetorik, die sich allzu schnell abnützt. Zufällig stieß ich in einem Zeitungsbericht vom März 1988 auf eine Erklärung des damaligen Bochumer Prorektors, die lautete: »Wir balancieren an einem Abgrund.« Und was die Wandlung des deutschen Universitätswesens angeht, so spricht Max Weber schon 1918 in seinem programmatischen Vortrag »Wissenschaft als Beruf«¹ von einer unaufhaltsamen Amerikanisierung. Das klingt weniger dramatisch. Es geht glücklicherweise nicht immer so dramatisch zu wie in den Zeiten von »Führererlassen« und »Parteiversitäten«, aber es könnte durchaus sein, dass die deutschen und die europäischen Universitäten sich in etwas verwandeln, das seinen Namen nicht mehr verdient. Es könnte sein, dass vieles unter der Hand versickert, verebbt, verflacht, und es gibt genügend Anzeichen dafür. Durch ein Schielen nach Übersee lässt sich das nicht aufhalten. Im Gegenteil, es besteht die Gefahr, dass man im Zuge institutioneller Transplantationen Nachteile importiert, ohne die Vorteile mit zu importieren.

Ich bin weder Zeithistoriker noch Politiker, wohl aber langjähriges Mitglied der Bochumer Universität mit wiederholten Gastrollen außer-

* Dieser Beitrag erscheint gleichzeitig als Buchkapitel in der zweiten, erweiterten Auflage von Bernhard Waldenfels: Grenzen der Normalisierung. Studien zur Phänomenologie des Fremden, Frankfurt/Main 2008.

1 Max Weber: Wissenschaft als Beruf, Berlin 5. Aufl. 1967, S. 7.

halb Deutschlands. Die Gedanken, die ich mir mache, sind so, wie sie von einem Philosophen hoffentlich immer noch erwartet werden.

I. Ortsbestimmung

Fragt man sich: »Was ist *eine* Universität?« und nicht: »Was ist *die* Universität?«, so bleiben Spielräume für historische, aber auch für regionale oder nationale Varianten. Dennoch ist auch bei dieser *Was-Frage* Vorsicht geboten. Wie Nietzsche feststellt, enthält jede generalisierende Was-ist-Frage einen Hauch von Metaphysik. Im Grunde weiß man schon, was etwas ist. In unserem Falle suggeriert diese Frage, es gebe eine Definitionsinstanz, die festlegt, was eine Universität ist und wozu sie da ist. Nehmen wir eine Eigendefinition in Anspruch, so geraten wir in das Netz purer Selbstausslegung und Selbstbestätigung. Begnügen wir uns mit einer Fremddefinition, so liefern wir uns einer Fremdverfügung aus. Insofern empfiehlt es sich, von der Was-Frage zu einer *Wo-Frage* und zu einer *Zeit-Frage* überzuwechseln. Die Universität stellt sich dar als ein öffentlicher Ort, und sie tritt damit in eine Reihe mit prominenten Orten wie Theater, Parlament, Gerichtshof, Akademie, Museum oder Kirche. Doch solche Orte fügen sich nicht ein in ein fertiges Ortsnetz, vielmehr handelt es sich um *performative Orte*, die aus der Ausführung bestimmter Tätigkeiten und der Aufführung bestimmter Ereignisse hervorgehen, und es sind indexikalisch oder okkasionell bestimmte Orte, deren Markierung sich immer wieder im Laufe der Zeit erneuert. Hier ist dort, wo der ist, der ›hier‹ sagt, und ähnliches gilt für das ›jetzt‹, das gewöhnlich im Tempus des Verbs angezeigt wird. Das ›hier‹ und ›jetzt‹, das einen Zeit-Raum konstituiert, fällt in die Beteiligtenperspektive, nicht in die Beobachtungsperspektive.² So gehört zur speziellen Geschichte der Universität die Emanzipation von äußeren Definitionsmächten wie Kirche und Staat; als öffentliche Einrichtung untersteht sie dem allgemeinen Recht, doch dieses sichert einen Freiraum für eine Redepraxis, die nicht selbst gesetzlich geregelt ist. Mit dem schleichenden Einfluss des Marktes ist es schwieriger bestellt, da man sich gegen Einflüsse nicht mit Argumenten wehren kann. Wo es kein Argument gibt, hat der Diskurs sein Recht verloren.

2 Ich verweise auf meine Ausführungen zur Zeit der Rede in: Vielstimmigkeit der Rede. Studien zur Phänomenologie des Fremden 4, Frankfurt/Main 1999, Kap. 3.

Wenn die Universität also ein öffentlicher Ort ist, so doch ein Ort besonderer Art, den ich als *Grenzort* bezeichne. Diese Grenzlage schließt zweierlei aus, nämlich die *Einfügung* in eine umfassende Ordnung, sei es ein natürlicher Kosmos, eine religiöse Heilsordnung, ein gesellschaftliches oder kulturelles Ganzes, und die direkte *Anbindung* an grundlegende Gesetze, seien es solche der Moral, des Rechts, der Verfassung. Die Universität ist keine moralische oder religiöse Anstalt, keine Hüterin der Verfassung, kein Superdiskurs oder ähnliches. Sie ist nicht vorweg schon verortet. Sie verortet sich selbst, als Übergangsort, als *lieu de passage*, wo Grenzen gezogen und verschoben werden. Natürlich hat die Universität wie jede Institution ihre Außenbezüge, indem sie öffentliche Aufgaben übernimmt, und ihre interne Normalität, wozu auch ein Forschungs- und Lernalltag gehört; doch die entscheidenden Impulse verdankt sie der *Infragestellung* vorgegebener Wissensbestände, fertiger Methoden und Regeln, der *Abweichung* vom Bewährten, der *Überschreitung* vorhandener Grenzen. Sie ist ein Ort der Ungeduld und der Widerständigkeit. Dazu gehören alte Motive wie Staunen, Neugier, auch Erschrecken, die man als *Schwellenaffekte* bezeichnen kann, da sie unvertraute Bereiche eröffnen. Wer einer solchen Institution angehört, befindet sich niemals völlig drinnen, noch völlig draußen. Der Topos der Universität trägt die Züge einer eigentümlichen *Atopie*, gleich Sokrates, der von Platon als *atopos*, also als ortlos, auch als seltsam bezeichnet wird. Sokrates gilt zwar als ordentlicher athenischer Bürger, aber nicht ganz und gar, da er die Standards, die der Lebensweise seiner Mitbürger zugrunde liegen, mit einem permanenten Fragezeichen versieht und da er, wie ihm vor Gericht vorgeworfen wird, die Jugend vom rechten Weg abführt. Ähnlich Antigone, die sich gegenüber Kreon, dem Vertreter der geschriebenen Gesetze, auf ungeschriebene Gesetze, auf *agraphoi nomoi* beruft und sich dagegen wehrt, dass der Leichnam ihres Bruders den Hunden zum Fraß hingeworfen wird. Das Atopische und Agraphische verkörpert sich in zwei Grenzfiguren, die – wie ihre Geschichte zeigt – auch mögliche Todesfiguren sind. Daran zeigt sich der Risikocharakter aller Institutionen, die auf keinem unerschütterlichen Grund stehen. Übersieht man den riskanten Charakter einer Institution wie der Universität, so endet die Ortssuche bei bloßen Haushaltsdebatten. Es zählt, wer zahlt.

Schließlich ruht das Gebäude der Universität auf den bekannten *zwei Pfeilern*. Was sich zwischen Lehrenden und Lernenden abspielt, ist heutzutage verfassungsrechtlich verbürgt in der Freiheit von Forschung und Lehre. Das Junktim von Forschung und Lehre, die in der Humboldtschen Universität auf besonders wirkungsvolle Weise unter einem Dach vereint sind, lässt allerdings verschiedene Spielarten zu. So hat das altherwürdige Collège de France zwar Hörer, aber keine gewöhnlichen Schüler, so

wie umgekehrt die Universitäten in Frankreich, abgesehen von der elitären *École normale supérieure*, verschulter sind als klassische deutsche Universitäten. Anders wieder die klosterähnlichen Colleges in Oxford und Cambridge. Andererseits passt die statische Rede von zwei Pfeilern nicht mehr so recht zur Dynamik von Systemen, in denen es viele Querverbindungen gibt und deren Basis in ständiger Bewegung ist. Dabei drohen eine Aufweichung der Grundlagen und eine Ausdünnung der Wechselbezüge, die Forschung und Lehre miteinander verbinden. Mit den folgenden Überlegungen möchte ich auf einige fragwürdige Trends aufmerksam machen, doch ohne den Propheten zu spielen.

II.

Forschung im Soge der Nutzenanwendung

Es liegt mir fern, das Hohe Lied des Wahren, Guten und Schönen anzustimmen und allen Nutzen als sekundäre Zutat abzutun, wie es das im 19. Jahrhundert aufkommende Schisma zwischen Geist und Natur, zwischen schönen Künsten und nützlichen Techniken mit sich brachte. Eine solche Trennung widerspricht nicht nur dem gegenwärtigen Stand einer technologisch geprägten Kultur, sie widerspricht auch ältesten philosophischen Einsichten.

Das traditionelle Herstellungswissen im Sinne der *Techné* wird nicht nachträglich angewandt und in Prozessen der Herstellung eingesetzt wie eine Mutterschraube, vielmehr wird es in der Produktion erworben und im Gebrauch der Produkte erprobt.³ Das gilt für das Bauen und Tischlern ebenso wie für das Spielen einer Kithara. Die neuzeitliche Naturwissenschaft ist vollends nur denkbar als ein Komplex aus Kennen und Können, aus Hypothesen und Experimenten, aus Wissenschaft und Technik. Man erkennt, indem man in den Lauf der Dinge eingreift, man greift ein, indem man Wissen erwirbt. Der Zugang zu den Dingen ist vermittelt durch instrumentale, maschinelle und automatische Zwischeninstanzen, die längst ein Eigenleben entfalten, das über den bloßen Werkzeuggebrauch weit hinausgeht.

Auf andere Weise betrifft die Einbettung des Wissens auch das traditionelle Handlungswissen im Sinne der *Praxis*. Dieses Wissen wird nicht

3 Das griechische Wort *χρησις* (= Gebrauch) ist verwandt mit *χείρ* (= die Hand). Es hat also eine ›handgreifliche‹ Bedeutung im Gegensatz zu dem lateinischen Wort *ap-plicatio* (= wörtlich An-faltung), das auf eine Bewegung der An-wendung, des An-schlusses verweist und das auch im juristischen Sinne eines Anschlusses des Klienten an seinen Patron verwendet wird.

auf praktische Situationen angewandt, sondern im Handeln erworben und verfeinert. Das gilt für den Richter und Arzt ebenso wie für den politischen Bürger. Es gibt also Berufsethiken, sozusagen regionale Ethiken, doch angewandte Ethik wäre in den Augen von Aristoteles ein Unding, als könnte man wissen, was Gerechtigkeit ist, bevor man sich genötigt sieht, gerecht oder ungerecht zu handeln. Mit Beginn der Neuzeit hat sich nicht nur eine technologische Zwischenwelt, sondern auch eine institutionelle Zwischenwelt aus Symbolen, Zeichen, Bildern und Medien herausgebildet, die in komplexen Gebilden wie dem Gerichtswesen, dem Erziehungswesen, dem Gesundheitswesen oder dem Finanzwesen eine systemische Eigengesetzlichkeit entfaltet. Offensichtlich spielt die Nutzung im technischen Bereich eine stärkere Rolle als im praktischen Feld, doch sind beide Bereiche inzwischen eng miteinander verzahnt. Technologien sind allgegenwärtig, umgekehrt tangieren die Biowissenschaften mit ihren neusten Eingriffen in die Lebenssubstanz unmittelbar ethische und rechtliche Belange.

Ein Sog der Nutzenanwendung entfaltet sich, wenn das Forschungswissen einzig auf seinen Nutzen hin bewertet wird, gleich einer Literatur, die *ad usum delphini* – zu Nutzen des jungen Dauphin – zurechtgeschnitten wird. Unterliegt die Nutzung den Gesetzen des Profits, so wird das Wissen ökonomisiert, unterliegt sie den Gesetzen der Macht, so wird das Wissen politisiert. Es fragt sich nun, ob es einen Widerstand gegen diesen Sog gibt und von woher er zu erwarten ist.

Traditionell ist es das *Wissen um des Willens willen*, die *Theoria* im alten Sinne der Beschaulichkeit, die über jede Nutzenanwendung hinausgeht. Dazu gehörten einst Physik, also die deskriptiven Naturwissenschaften in ihrer ganzen Breite, Mathematik und Metaphysik. Hinzu kamen die freien Künste, die *artes liberales*, die als frei galten gleich wie der Freie, der um seiner selbst und nicht um eines anderen willen existiert. Nehmen wir als Exempel Platons Bildungsprogramm in Buch VII der *Politeia*. Die vier mathematischen Künste, nämlich Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Harmonie, die der pythagoreischen Tradition entstammen und die innerhalb der mittelalterlichen Artistenfakultät als Quadrivium (wörtlich: als Vierweg) fort dauern, zeigen ein Doppelgesicht. Von Anfang an stoßen wir auf eine *partielle Ökonomisierung*. Der Kaufmann rechnet beim Kauf und Verkauf mit Zahlen, die Erdvermessung operiert mit Flächenmaßen, Landmann und Schiffer orientieren sich an der Stellung der Gestirne, und der Hersteller musikalischer Instrumente stellt die Saitenlänge auf die Tonhöhe ab. Doch all dies betrachtet Platon als Beiwerke, als *Parerga* (*Politeia* 527 c), die das eigentliche Werk der reinen Erkenntnis nur begleiten. Von Euklid, dem Begründer einer axiomatisch aufgebauten Geometrie, wird erzählt, er habe jemandem, der

nach deren Nutzen fragte, ein Geldstück aushändigen lassen. Allerdings mischt sich bei Platon, wie später bei Archimedes, die Kriegskunst ein; denn die mathematische Ausbildung dient zunächst der Erziehung der Wächter im Staat, die in militärischen Feldzügen ihren Mann (bei Platon auch ihre Frau) zu stehen haben. An diese *origo pudenda* der so genannten reinen Forschung ist zu erinnern, auch angesichts der starken militärischen Komponente, die der modernen Forschung innewohnt. Man denke etwa an neuere Nachrichten- und Steuerungstechniken.

Das Wissen, das nicht nutzlos, aber mehr als nützlich ist, findet traditionsgemäß seine Grundlage in der *Philosophie* als einer wissenschaftlich aufgeklärten Weisheitsliebe, assistiert durch das Trivium (wörtlich: der Dreiweg), das die drei Sprachkünste der Grammatik, Rhetorik und Poetik umfasst. Doch dies schließt wiederum eine *partielle Politisierung* nicht aus. Wie Platon uns im gleichen Zusammenhang einschärft, sind Philosophen, deren Aufstieg zum Wissen auf Kosten der Allgemeinheit ging, gehalten, zeitweise in das Dunkel der Höhle hinabzusteigen. Die »Insel der Seligen«, der »elfenbeinerne Turm« wie es später heißt, ist nicht ihr alleiniger Aufenthaltsort. Doch einer völligen Politisierung des Wissens schiebt Platon einen Riegel vor, indem er versichert: »Der Staat, in welchem die zur Regierung Berufenen am wenigsten Lust haben zu regieren, wird notwendig am besten und ruhigsten verwaltet werden«; der Herrscher muss eine Lebensweise kennen, die vortrefflicher ist als das Herrschen (*Politeia* 520 d-e). Einfach gesagt, ein Politiker muss mehr sein als ein Politiker, um ein guter Politiker zu sein. Andernfalls wird er nur in seinen Ruhm investieren oder gar in seine eigene Tasche wirtschaften.

Es ist nicht meine Absicht, mich auf eine detaillierte Auseinandersetzung mit der klassischen und speziell mit der platonischen Wissenspolitik und Wissensökonomie einzulassen oder gar einer bloßen Rückkehr dorthin das Wort zu reden. Was einer schlichten Fortsetzung oder Übernahme dieser Sichtweise im Wege steht, ist die Ausrichtung auf eine Gesamtordnung, heiße sie Kosmos, Physis wie bei den Griechen, oder Ordo in der augustinischen Tradition des Mittelalters. Eine Gesamtordnung, die nur zu entdecken ist und die sich in festen Hierarchien niederschlägt, widerspricht der Kontingenz pluraler Ordnungen, die immer auch anders sein können. Dem Menschen als einem »nicht festgestellten Tier« entsprechen offene Institutionen, die der Einbildungskraft Raum geben. Jeder Versuch, hinter diese neuzeitliche Einsicht zurückzugehen, erzeugt Parodien wie das Liebäugeln mit einem fest gefügten Ständestaat, der sich in platonisierender Manier aus einer Trias von Lehrstand, Wehrstand und Nährstand aufbaut. Noch etwas zeitnäher klingt es in der Rektoratsrede von Heidegger, in der »Arbeitsdienst« und »Wehrdienst« gekrönt

werden durch den »Wissensdienst«, wobei alle drei Dienste gleichursprünglich dem »deutschen Wesen« entsprechen.⁴

Wie könnte eine Alternative aussehen, die das Wissen nicht der bloßen Ökonomisierung und Politisierung ausliefert, ohne es in einer Gesamtordnung erstarren zu lassen? Eine Antwort darauf scheint mir nicht in der Überlegenheit eines reinen Wissens zu liegen, sondern in *pluralen Überschüssen*, einem Mehr, das über die jeweils erreichte und bestehende Normalität hinausgeht und Wissensimpulse auslöst, ohne sich im bloßen Wissen oder Wissenwollen zu erschöpfen. Ich erinnere an die schon erwähnten Schwellenaffekte wie den des *Erstaunens* oder des *Erschreckens*. Wer eine derartige Schwelle überquert, wechselt nicht bloß den Boden, als wenn er die Methode oder das Thema der Forschung gegen anderes eintauschte, er gerät ins Bodenlose, ins Unvertraute, ins Fremde. Dass Platon das Philosophieren mit dem Staunen beginnen lässt, ist wohl bekannt; das Staunen sprengt, recht besehen, jede Wissenshierarchie, auch die platonische. Doch hören wir nochmals Max Weber, dem jede Gesamtlösung so fern liegt wie nur möglich. In dem schon erwähnten Vortrag bekennt er sich entschieden zur Spezialisierung der Wissenschaft als Vorbedingung ihrer Erfolge, doch fügt er ebenso entschieden hinzu, dass den Beruf zur Wissenschaft nicht hat, wer sich nicht leidenschaftlich der Sache des Forschens hingibt: »Denn nichts ist für den Menschen als Menschen etwas wert, was er nicht mit *Leidenschaft* tun kann.« Indem er an die platonische *Mania* erinnert, an einen Wahnsinn also, der uns außerhalb unser selbst versetzt, wendet er sich gegen alle jene, die als »Impresario der Sache« auf die Bühne der Wissenschaft treten.⁵ Überschüsse, wie sie hier verstanden werden, stehen nicht für die Überschwenglichkeit eines Wissens, das uns in höhere Gefilde entrückt, sie zeigen sich als Überschüsse innerhalb jener technisch und praktisch orientierten Forschung, von der schon die Rede war – so wie sich laut Thomas S. Kuhn die *Revolutionierung der Wissenschaft* nicht jenseits der normalen Wissenschaft vollzieht, sondern in ihrer Mitte.⁶ Eine nicht bloß normale, sondern normalisierte Wissenschaft wäre jene, die sich gegen drohende Grundlagenkrisen immunisiert.

4 Martin Heidegger: Die Selbstbehauptung der deutschen Universität, in derselbe: Reden und andere Zeugnisse eines Lebensweges (1910-1976), GA 16, Frankfurt/Main 2000, S. 115. Vgl. dazu meine eigenen Überlegungen zum Thema »Dienstverpflichtetes Denken«, in: Käte Meyer-Drawe / Kristin Platt (Hg.): Wissenschaft im Einsatz, München 2007.

5 M. Weber: Wissenschaft als Beruf, S. 12-14.

6 Thomas S. Kuhn: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt/Main 1973.

Überschüsse, die über den verfügbaren Wissensrahmen hinausgehen, begegnen uns nicht nur in den sogenannten harten, also mathematisierbaren Wissenschaften, sie begegnen uns auch als *kulturelles Hintergrundwissen*, das seinen Ort im Ensemble der Wissenschaften findet, als Wissenschaften, die sich mit Sprachen, Bildern, Medien, Szenerien, mit der Geschichte beschäftigen, also mit Themen, die quer durch alle Disziplinen gehen. Dabei nähern sie sich den Künsten. Natürlich könnte der Mensch ohne Dichtung, Musik und Malerei überleben, aber kann er als Mensch auf Dauer ohne sie leben? Wird die vollbeschäftigte Ameise sich ohne den Gesang der Grille nicht unsterblich langweilen? Eine besondere Rolle spielt schließlich die *Philosophie*, die sich als fragendes, experimentierendes und vagabundierendes Denken überall einnistet, wo Leib und Leben, Erkennen und Handeln im Ganzen auf dem Spiel stehen. Die Theologie tut ähnliches, aber gestützt auf kanonische Schriften, die eine Glaubenseinstellung verlangen.

III. Interne Forschungsverwaltung

Besagte Überschüsse, die jedwede Forschung in Gang halten, werden aufgezehrt, wenn die Nutzenanwendung alles beherrscht. Der Normalitätsdruck, der so entsteht, pflanzt sich fort in Selbstanpassungstendenzen der Wissenschaften. Es gibt eine Reihe immer wiederkehrender Reizthemen, die in unschuldig klingenden Reizwörtern ihren Ausdruck finden.⁷ Auf diese Weise schleichen sich Viren ein, die schwer zu identifizieren sind.

Projektantrag

Statt zu forschen und Forschungsergebnisse vorzulegen, schreibt man Projektanträge. Das kann in eigener Sache geschehen, indem man Forschungsergebnisse ankündigt, oder in fremder Sache, indem man forschen lässt. Wer auf Projektmittel angewiesen ist, fühlt sich nicht selten unter einem Rechtfertigungszwang wie ein Angeklagter. Entwürfe, die auf prägnante Weise den Forschungsgang skizzieren und Fragen formulieren sollten, wachsen an, als wüsste man schon, was man herauszufinden erhofft. So entsteht die Neigung zu suchen, was man schon weiß und mit Bewährtem zu wuchern. Die Aporie aus Platons Menon, die das Su-

7 Sie haben auch etwas von jenen »Plastikwörtern«, die Uwe Pörksen durchleuchtet hat: Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur, Stuttgart 1988.

chen und Forschen als unmöglich hinstellt, da man nicht zu suchen braucht, was man schon kennt, und nicht suchen kann, was man nicht kennt, findet so ihre traurige Bestätigung. Natürlich hätte Sokrates kaum Chancen gehabt; wer weiß, dass er nicht weiß, sollte keine Forschungsanträge stellen. Hinzu kommt der Zeitplan. Wenn ein Mathematiker wie John Ball bekennt, er sei seit 32 Jahren mit einem Problem beschäftigt, dessen Lösung noch nicht abzusehen sei,⁸ so kann er sich das nur leisten, weil er außer einer festen Stelle nichts braucht als Papier und Schreibgeräte. Zur Forschung, die sich nicht damit begnügt, sich als Forschung zu deklarieren, gehören Umwege, Seitenwege, ein wiederholtes Zögern, also etwas, das sich nicht mit der administrativen Stoppuhr messen lässt.

Evaluation

Forschungsprojekte, Graduiertenkollegs, Institute unterstehen der Erfolgskontrolle. Dagegen ist nichts zu sagen, da Forscher keine Privatleute sind, die auf eigene Kosten ihren Vorlieben nachgehen. Doch frei nach Marx wäre zu fragen: »Wer evaluiert die Evaluatoren?« Für eine Scientific Community sollte die Antwort lauten: »Evaluatoren evaluieren einander«. Sagen wir es, wie es sich gehört, auf englisch: Es sind die *peers*, die einander beurteilen. Doch es kommt vor, dass einige *peers* gleicher sind als andere, und es kommt ebenso vor, dass sich hinter der Fremdbeurteilung die kollektive Selbstbeurteilung einer Schule oder die eigene Idiosynkrasie verbirgt.⁹ Woher nehmen Gutachter ihre Bewertungskriterien? Was hat als erforschenswert zu gelten? Hören wir noch einmal Max Weber: »Vorausgesetzt ist [...]: dass das, was bei wissenschaftlicher Arbeit herauskommt, *wichtig* im Sinne von »wissenswert« sei. Und da stecken nun offenbar alle unsere Probleme darin. Denn diese Voraussetzung ist nicht wieder ihrerseits mit den Mitteln der Wissenschaft beweisbar.«¹⁰ Wenn aber Optionen eine Rolle spielen, so sollten sie nicht hinter den Schleiern eines Evaluationsglaubens verschwinden, sie müssten offen diskutiert oder wenigstens benannt werden.

8 So in einem »Exkurs in die Welt der Mathematiker« von Karin Steinberger in: Süddeutsche Zeitung vom 1.9.2006. Die provokative Titelfrage lautet: »Habt keine Angst zu erklären, was ihr macht«.

9 Vgl. Wolfgang Kemps Glosse »Die Peers« in: Frankfurter Allgemeine vom 27.9.2006. Der Autor berichtet von den Auswüchsen einer »Peer-Kultur«, die selbst den Chefredakteur der Topzeitschrift »Nature« auf den Gedanken bringt, die anonyme Beurteilung durch Peers durch das Urteil der Leser zu ersetzen.

10 M. Weber: Wissenschaft als Beruf, S. 22.

Drittmittel

Mit den Drittmitteln wird ein Außeneinfluss auf die Universität offen zugestanden. Das Wort selbst suggeriert einen großen Dritten, der sich in die Beziehung von Lehrenden und Lernenden einmischet. Offensichtlich ist die Sache viel prosaischer. Die Drittmittelvergabe verweist auf eine weitere Instanz in der Reihe der Geldgeber. Wäre es dann nicht angebracht, zwischen öffentlichen Drittmitteln und privaten, zumeist profitorientierten Viertmitteln zu unterscheiden? Bei alldem geht es nicht um die bloße Tatsache einer Außenfinanzierung, sondern um deren Modalitäten. Drittmittel tauchen vielfach auf wie ein eindeutiges Qualitätszeichen, ja, wie eine Art kategorischer Imperativ. Bei Bewerbungen erwartet man, dass jemand Drittmittel mitbringt wie eine Brautgabe. Doch wie bei der Braut der erotische Reiz sich nicht nach der Höhe der Aussteuer bemisst, so lässt sich der Einfallsreichtum eines Forschers nicht an der Höhe eingeworbener Drittmittel ablesen. Die Drittmittel tauchen weiterhin bei der universitätsinternen Ressourcenverteilung auf, auch hier als eine Art Gütezeichen. Jemand, der ein Buch schreibt und es gar selbst schreibt, ohne Drittmittel zu beantragen, kommt in der offiziellen Einstufung ganz schlecht weg, da seine oder ihre Tätigkeit als bloßes Privatvergnügen eingestuft wird. Jeder, der aus einer Faculté des lettres kommt, kann dies nur als einen schlechten Witz ansehen. Entscheidend ist schließlich die von Fächergruppe zu Fächergruppe verschiedene *Nutzbarkeit* der Forschung. Dass so beträchtlicher Abstand zwischen Ingenieurwissenschaft und Ägyptologie ein gewaltiger Abstand liegt, ist nicht zu beklagen, aber doch zu berücksichtigen. Wenn man Jan Assmann nicht zumuten will, sich als Pyramidenführer zu verdingen, muss man zugeben, dass Drittmittel in den so genannten Geisteswissenschaften nichts weiter sein können als ein Zubrot. Dringend nötig sind allerdings Bibliotheken. Dass neue Maschinen und Möbel inzwischen leichter bewilligt werden als Bücher, ist ein Unding. Der Druck, der von den Drittmitteln ausgeht, führt schließlich zu einer verzerrten Selbsteinstufung der Fächer. Da kann es sein, dass die Psychologie, hoffentlich mit einem Augurenlächeln, sich als Naturwissenschaft deklariert, als wären Sprache und Sozialität reine Naturprodukte. Da kann es sein, dass die Kunsttheorie sich in die Museumskunde rettet, um ihre öffentliche Bedeutung darzutun, oder dass Philosophen sich unter das neue Dach der Kulturwissenschaften flüchten, als gehörte zu ihrer Aufgabe nicht eine Genealogie der Kultur, die hinter die Kultur eine Reihe von Fragezeichen setzt. Die Zumutung, seine eigene Drittmittelwürdigkeit nachzuweisen, führt Wissenschaftler dazu, sich in Reih und Glied zu stellen.

Kontingenterierung, Stellenplan

Stellenpläne, die sich nicht an dem veränderten Gang der Forschung orientieren, sondern Forschungsbissen mundgerecht verteilen, verleiten die Fächer dazu, sich zurechtzubiegen, bis sie in die vorgeformten Gitterkästchen passen. Dass so bedeutende philosophische Werke des vergangenen Jahrhunderts wie Husserls *Krisis*, Heideggers *Sein und Zeit*, Wittgensteins *Philosophische Untersuchungen* oder Merleau-Pontys *Phänomenologie der Wahrnehmung* sich gegen eine Aufteilung in Erkenntnistheorie, Sprachtheorie, Wissenschaftstheorie, Handlungstheorie, Geschichtsphilosophie und weitere Unterfächer sträuben, verliert man dabei aus den Augen. So entsteht eine Mosaikstruktur, deren Muster aufgesetzt wirkt. Zur Not hilft auch die Anlehnung an jeweils neue Leitwissenschaften oder an kurzfristige Paradigmen, die dazu führt, dass sich die Struktur eines Fachs in ein Kalendarium verwandelt, in das diverse *turns* eingezeichnet sind. So boomt in der Philosophie zur Zeit die Bio-Ethik als eine Bindestrichethik, die der Bio-Science aufs schönste zuarbeitet.¹¹ Werden deren Probleme auf den Tag zugeschnitten, der immer schon der nächste Tag ist, so kommt nicht viel mehr heraus als eine Kommissionsethik, die biologisches Fachwissen und medizinisches Können mit Rechtswissen und dem so genannten gesunden Menschenverstand koppelt. Hauptsache man ist dabei, wenn Stellen verteilt werden. Was und wer nicht im Rahmen einer Kontingenterierung Platz findet, wird entsorgt. Ein Trend verstärkt den anderen. Aus Überlebensangst flüchten sich Fächer in die Anpassung; am Ende unterliegen sie ihren eigenen Wirkungen. Also haben sie keinen Grund, sich zu beklagen, wenn die Konturen des eigenen Faches sich in einem Forschungsallerlei verlieren und wenn Politiker und Ökonomen das Szepter in die Hand nehmen.

IV. Lehre im Sog der Ausbildung

Die Ausbildung gehört seit eh und je zu den Aufgaben der Universität. Das trifft zu auf die klassischen Fakultäten, die bei aller Gelehrsamkeit immer auch Richter, Ärzte, Pfarrer und Lehrer auf ihren Beruf vorzubereiten hatten. Doch war man früher darauf bedacht, die Universität von

11 Klaus Dörner weist hin auf die anfängliche Verwicklung des Begriffs Bioethik in die Interessen von Biotechnik und Bioscience: Der gute Arzt, Stuttgart 2001, S. 299; zu den Winkelzügen gegenwärtiger Debatten vgl. Petra Gehring: Was ist Biomacht? Vom zweifelhaften Mehrwert des Lebens, Frankfurt/Main, New York 2006.

bloßen Fachhochschulen und Berufsschulen zu unterscheiden.¹² Deren Praxisnähe war ihre Stärke, doch diese war erkauft mit einer Beschränkung der Wissens- und Lehrziele. Dass auch hier Fachgruppen erhebliche Unterschiede aufweisen, ist damit nicht ausgeschlossen. Das von laufenden Gerichtsentscheiden abhängige Rechtswissen oder das von neusten Heil- und Diagnosemethoden profitierende Gesundheitswissen unterhält einen engen Bezug zum Gerichtssaal und zur Klinik, der in der Mathematik (außer man betrachtet sie als einen Annex des Rechenzentrums), in den Altertumswissenschaften oder in der Philosophie nicht seinesgleichen hat. Doch was heute geschieht, läuft auf eine generelle Anpassung der Lehre an die Berufsausbildung hinaus. Es wird ein Wissen einstudiert, das sich dem puren *Prüfungswissen* annähert, wie es in einem juristischen Repetitorium vermittelt wird. Wiederum stoßen wir auf gängige Reizwörter, die diesen Wandel dokumentieren.

Der Stoff des zu erlernenden Wissens wird eingeteilt in Module. Dieses Wort, das aus der Sprache der Architektur stammt und ursprünglich die Aufteilung des halben Säulendurchmessers bezeichnet, steht nun für eine Zerstückelung des Lernstoffs. Der Bienenfleiß der Studenten verteilt sich auf Wissenswaben. So geht, wenn es alles gut geht, kein Wissens-tropfen verloren, aber es fließt auch nichts über. Credits ermöglichen eine sorgliche Lernbuchführung, in der das Guthaben kontinuierlich anwächst. Wissensstürme, in denen so manches drunter und drüber geht, sind nicht zu erwarten. Eine Evaluation von Seiten der Lernenden, an der jeder mit gleichem Stimmrecht teilnimmt, sorgt für den Ausgleich von Soll und Haben. Lehrende, die man derart an die Kandare nimmt, werden sich scheuen, hinter dem Geforderten zurückzubleiben, vor allem dann, wenn ihre Tenure-Position von einer guten Benotung abhängt. Sie werden aber auch nicht sonderlich dazu animiert, ein Übersoll zu erfüllen oder Überflüssiges anzubieten, das sich den Richtlinien entzieht. Zu Adornos Zeiten hätte man ein solches Studium stromlinienförmig genannt. Eine Didaktik, die von einer einzuübenden Lehrweise zum eigenen Lehrfach aufgerückt ist, schafft die Gefahr einer Theoretisierung und Technisierung des Unterrichts, in der das Wie sich vom Was des Zu-

12 Die Unterscheidung konnte allerdings auch so weit gehen, dass von der Hochschule nur noch die Höhe übrigblieb. So berichtet der Physiker Franz Neumann von der Mathematikvorlesung eines Professors, der wortlos die Tafel mit Formeln füllte und sich mit einer stummen Verbeugung verabschiedete, mit dem Erfolg, dass mit der zweiten Stunde die erforderliche Hörerzahl (*tres faciunt collegium*) unterschritten und die Vorlesung beendet wurde. Diese schöne Karikatur auf die alte Universität, die einer Idealisierung der Vergangenheit vorbeugt, fand ich bei Herbert Meschkowski: Mathematik als Bildungsgrundlage, Braunschweig 1965, S. 16 f.

Erlernenden ablöst. Eine differenzierte Punktwertung bei den Schluss-examina, etwa die schwache Gewichtung von Zusatzfächern wie Rechtsphilosophie, Rechtssoziologie oder medizinischer Psychologie sorgt dafür, dass Nebensache Nebensache bleibt.

Fragen wir wiederum nach einer möglichen Alternative. Sie müsste ähnlich aussehen wie im Fall der Forschung. Den Überschüssen der Forschung gegenüber dem Fundus eines normalen Wissens entsprechen *Überschüsse im Bereich von Lehren und Lernen*, die über den Pegelstand des normalen Lehrens und Lernens hinausgehen. Lernen ist selbst eine Form der Erfahrung, die ihre eigene Geschichte hat.¹³ Eine Form des Lehrens und Lernens, die der Universität gemäß ist, setzt voraus, dass man mehr lehrt und lernt, als man für Examen und Beruf braucht, und dass man dabei auch Vorlieben entwickelt, wie es ja tatsächlich immer noch geschieht. Das Mehr, um das es hier geht, ist nicht quantitativ zu verstehen; denn damit gerät man auf die Bahnen einer schlechten Unendlichkeit, ganz abgesehen davon, dass die schnellen Verfallsdaten des positiven Wissens jedes Vollständigkeitsideal zunichte machen. Das Mehr betrifft vielmehr den Forschungsgeist, die Leidenschaft für die Sache, die es mit keinem Wissensstand genug sein lässt. Sie ist auch in der Geschichte der Wissenschaften zu entdecken, ganz zu schweigen von der Geschichte der Philosophie. Sie ist voll von *lehrreichen* Irrtümern und *fruchtbaren* Paradoxien, angefangen mit Zenons stillgestelltem Pfeil und den Lügern aus Kreta, die unsere selbstverständlichen Annahmen ins Wanken bringen. Es gibt einen »Aufstieg auf der Stelle«, der nicht mit der Chimäre eines endlosen Fortschritts zu verwechseln ist.¹⁴ In der *Nachricht von der Einrichtung seiner Vorlesungen in dem Winterhalbjahr von 1765-1766* macht Kant einen deutlichen, programmatischen Unterschied zwischen *Philosophie* und *Philosophieren*; erstere kann man lernen, letzteres nicht. Die Lehre hat darauf Rücksicht zu nehmen, indem sie die nötigen Begriffe aus der Erfahrung entwickelt, sie allmählich zu einem Ganzen verknüpft und den Lernenden schließlich seinen eigenen Gedankengängen überlässt. »Von einem Lehrer wird also erwartet, dass er an seinem Zuhörer erstlich den *verständigen*, dann den *vernünftigen* Mann (die vernünftige Frau?), und endlich den *Gelehrten* bilde. Ein solches Verfahren hat den Vorteil, dass, wenn der Lehrling gleich niemals zu der letzten Stufe gelangen sollte, wie es gemeiniglich geschieht, er dennoch durch die Unterweisung gewonnen hat, und, wo nicht für die

13 Dazu gibt es zahlreiche Studien von Käte Meyer-Drawe, vgl. speziell: »Lernen als Erfahrung«, in: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft (2003) 6, S. 505-514.

14 Vgl. Maurice Merleau-Ponty: Das Sichtbare und das Unsichtbare, München 1986, S. 229.

Schule, doch vor das Leben geübt und klüger geworden.«¹⁵ Daraus spricht keine Verachtung für die Normalität der Schulphilosophie, wohl aber das Bewusstsein, dass die Schulphilosophie nur dann Philosophie ist, wenn sie den Schulhorizont überschreitet.

Das Gesagte lässt sich *mutatis mutandis* auf alle Fächer anwenden. Die Annahme, Forschungswissen sei nur für Gelehrte da, gleiche der Annahme, Musiker und Schauspieler hätten eigentlich nur für sich selbst zu spielen. Studierende, die niemals einen Funken verspürt haben von dem, was Forschung ist, haben eigentlich nie eine Universität besucht, und Lehrende, die in sich selbst keinen Funken davon verspüren, sind eigentlich keine Universitätslehrer. Studenten sollten wissen, was man ihnen vorenthält, wenn man die Funken der Forschung auslöscht. Es ist zu hoffen und zu wünschen, dass Lernende den Lehrenden mehr abverlangen als das, was ihnen durch die Prüfung hilft und mehr als das, was sie recht und schlecht durchs Berufsleben begleitet – falls es glücklich dazu kommt.

Ich komme zum Ende. Die Universität ist ein Grenzort, wo die Normalität des ordentlichen Lernens und Wissens überschritten wird durch ein Übermaß des Außerordentlichen und Anomalen.¹⁶ Was sonst droht, ist bestenfalls eine Zweiklassen-Institution, eine höhere Forschungsanstalt für die wenigen Glücklichen und eine niedere Lehranstalt für die vielen Durchschnittlichen. Wie glücklich die einen, wie durchschnittlich die anderen dabei sind, steht noch dahin. Dafür, dass die Glücklichen auch die Tüchtigsten wären, gibt es ohnehin keine Garantie. Was die Laufbahn eines Hochschullehrers angeht, so äußert sich Max Weber wie folgt: »Ich kenne kaum eine Laufbahn auf Erden, wo er (sc. der Zufall) eine solche Rolle spielt.«¹⁷ Ein Trost ist das nicht, wohl aber eine Aufforderung zur Wachsamkeit gegenüber jeder Schönrederei. Die Eingemeindung der Universität würde dazu beitragen, dass sich in einer Normaluniversität für »Normalmenschen« der Schlummer des Normalen ausbreitet. Exzellenz – ein letztes Reizwort – stünde am Ende für Effizienz.

15 Immanuel Kant: Werke, hg. von Wilhelm Weischedel, Bd. I, Darmstadt 1966, S. 907.

16 Ausführlicher dazu vom Verf.: Grenzen der Normalisierung.

17 Max Weber: Wissenschaft als Beruf, S. 8.

Literatur

- Dörner, Klaus: Der gute Arzt, Stuttgart 2001.
- Gehring, Petra: Was ist Biomacht? Vom zweifelhaften Mehrwert des Lebens, Frankfurt/Main, New York 2006.
- Heidegger, Martin: Die Selbstbehauptung der deutschen Universität, in: Ders., Reden und andere Zeugnisse eines Lebensweges (1910-1976), GA 16, Frankfurt/Main 2000.
- Kant, Immanuel: Nachricht von der Einrichtung seiner Vorlesungen in dem Winterhalbenjahr von 1765-1766, in: Wilhelm Weischedel (Hg.): Werke, Bd. I, Darmstadt 1966.
- Kuhn, Thomas S.: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt/Main 1973.
- Merleau-Ponty, Maurice: Das Sichtbare und das Unsichtbare, München 1986.
- Meschkowski, Herbert: Mathematik als Bildungsgrundlage, Braunschweig 1965.
- Meyer-Drawe, Käte: Lernen als Erfahrung, in: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 6 (2003), S. 505-514.
- Pörksen, Uwe: Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur, Stuttgart 1988.
- Waldenfels, Bernhard: Dienstverpflichtetes Denken, in: Käte Meyer-Drawe/Kristin Platt (Hg.), Wissenschaft im Einsatz, München 2007.
- Waldenfels, Bernhard: Grenzen der Normalisierung. Studien zur Phänomenologie des Fremden 2, Frankfurt/Main 1998, 2. erweiterte Auflage 2008.
- Waldenfels, Bernhard: Vielstimmigkeit der Rede. Studien zur Phänomenologie des Fremden 4, Frankfurt/Main 1999.
- Weber, Max: Wissenschaft als Beruf, Berlin, 5. Aufl. 1967.

